

# Wöchentliche Beilage zur E. Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 49. 1893.

## Mein und Dein.

Novelle von Paul Blumenreich.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Nachdem das verdiente Geld ausgegeben war, stand ich vor dem Nichts,“ berichtete Niedberg weiter. „Bald gerieth ich in das furchtbarste Glend, bald hungerte ich, versezte meine Werthsachen. Ich beschritt in London all' die Leidenswege, welche schon viele Landsleute vor mir gemacht haben. Ich suchte Hilfe bei der deutschen Botschaft, suchte Stunden in der deutschen Sprache zu geben, versuchte dieses und jenes; aber ich hatte ja nicht arbeiten, nichts leisten gelernt, und es war Alles nichts! Schließlich verhalf mir der deutsche Botschafter zu einer freien Rückreise in meine Heimath. Sehr ungern ging ich nach Berlin zurück; hier aber hatte ich doch immerhin die Aussichten, welche mir mein Adelstitel und mein makelloser Abgang aus dem Dienste gesichert hatten. Und da ich noch immer nicht bereit war, mich aufzuhängen oder zu erschießen, so wollte ich einen letzten Versuch machen, ob diese Aussichten sich bewährten. Seit wenigen Wochen bin ich nun hier, kostete neues Glend durch und wurde bei allen möglichen Behörden und Autoritäten mit Versprechungen auf die Zukunft vertröstet. Wieder stand ich am Abgrund der Verzweiflung. Da kam Ihr Brief, Herr Möhring, und so bin ich bei Ihnen erschienen. Ich bitte Sie recht sehr, meinem Onkel, oder wer sonst Antheil an meinem Schicksal nimmt, das mitzutheilen, was ich Ihnen hier vertraut habe. Zugleich mit meinem Versprechen, ja mit meinem Ehrenworte, daß ich durch das Unglück ein anderer Mensch geworden bin. Ich will arbeiten, fleißig und tüchtig sein, mich jeder Stellung würdig machen, die man mir anvertraut. Ich bin ja leicht-

sinnig gewesen; aber ich habe eine kleine Unvorsichtigkeit doch gar zu schwer gebüßt; ohne Nutzen für mich ist diese Buße nicht gewesen.“

Möhring hatte sich erhoben und machte eine Geberde, als wollte er dem jungen Manne die Hand reichen, da sagte dieser:

„Wie gesagt, ein Dieb, und wenn kein Dieb, so doch ein unredlicher Schuft hat mich unglücklich gemacht. In dem betreffenden Falle war ich verhältnißmäßig unschuldig, ich will's beschwören, kann nöthigen Falles auch Zeugen dafür aufbringen.“

Möhring taumelte zurück und hielt sich an seinem Schreibtische fest. „Ihre Geschichte hat mich sehr ergriffen,“ stotterte er, „sehr, sehr ergriffen. Seien Sie überzeugt, es wird Alles geschehen, was möglich ist, um Sie zu entschädigen, zu rehabilitiren.“

„Ich stelle mich Ihnen vollständig zur Verfügung,“ sprach Niedberg wieder in vollkommen weltmännischer Haltung. „Meinen herzlichsten Dank Ihnen, mein Herr. Ich werde sicher Ihr in mich gesetztes Vertrauen rechtfertigen.“

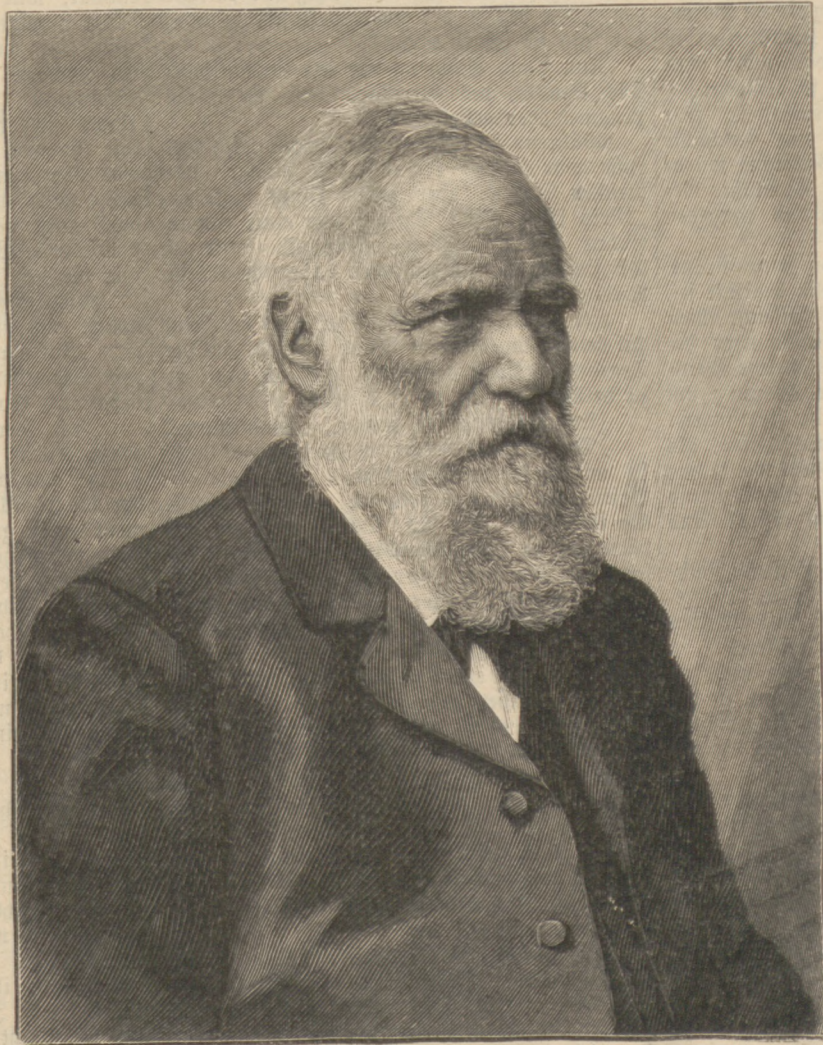
Da Möhring nichts mehr erwiederte, verabschiedete er sich, seinen neuen Gönner noch mit einem verwunderten Blicke messend. „Ich komme also in zwei bis drei Tagen wieder,“ sagte er noch in der Thüre, „wenn Sie es gestatten.“

„Ich bitte Sie darum,“ rief Möhring mit dumpfer Stimme hervor.

Als der Besuch jetzt verschwunden war, brach Möhring zusammen. Wie vom Blitze getroffen, stürzte er auf den schönen Smyrnateppich seines Gemaches hin.

So war nun Alles klar. Er hatte diesen Mann zu Grunde gerichtet, beinahe zum Selbstmorde getrieben, und es war der Mann, den Ottilie geliebt hatte. Kein Zweifel! Schon das Datum, die Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober schloß jeden Zweifel aus. Niedberg war es, der die Brieftasche verloren hatte. Nun stand es deutlich, greifbar deutlich vor ihm, das grauenhafte Gespenst seiner Schuld, das ihn vorher so furchtbar gemartert hatte. Es war da, packte ihn an der Kehle, ging ihm an's Leben.

Wenn er diesem fluchbeladenen Dasein sofort ein Ende machte? Aber was war damit gewonnen? Man würde nach seinem Tode Nachforschungen anstellen und die Wahrheit entdecken. Sein Andenken würde beschimpft werden; Ottilie und Niedberg würden sich finden,



Geheimrath Professor Dr. M. v. Feitenlofer. (S. 387)

ihm fluchen, ihn verachten. Oder ein offenes Geständniß? Jedem Andern gegenüber hätte er es über sich gewonnen; aber vor dem Nebenbuhler sich demüthigen, reuig und beschämt seine Schuld gestehen, dazu war er nicht im Stande. Man mußte Kiedberg entschädigen, reichlich entschädigen, ohne daß dieser einen Verdacht schöpfte, den richtigen Sachverhalt aber vertuschen, verbergen, bemänteln. Zunächst sollte Kiedberg in irgend einer Form sein Geld zurück erhalten und anständig versorgt werden; aber Ottilie durfte nicht ahnen, wie die Dinge in Wirklichkeit lagen. Nein, nein, niemals durfte sie das ahnen! Lieber wollte er wirklich und vollständig zum Verbrecher werden.

Möhring hatte einen prachtvollen Schmuck als Brautgeschenk für Ottilie gekauft. Smaragden und Brillanten, es war ein wahrhaft fürstlicher Schmuck, ein blendender Luxus für eine junge, bürgerliche Frau. Aber er trug kein Bedenken, in dieser Beziehung seine Verhältnisse zu überschreiten. Ottilie mußte mit ungewöhnlichem Glanze umgeben werden. Schon seit einigen Tagen hatte er den prächtigen Schmuck in seinem Kulte verwahrt; aber er hatte nicht die richtige Stimmung gefunden, ihn zu übergeben. Heute holte er das Etui hervor. Er empfand ein geheimes Grauen, Ottilien entgegenzutreten. Ihm war, als müsse sie das schreckliche Erlebnis von heute Vormittag von seiner Stirne ablesen können. Ueber diesen peinlichen Moment würde ihm das Brautgeschenk hinweghelfen, und darum steckte er das Etui heute ein.

Auf dem Wege zu seiner Braut bestärkte er sich innerlich in seinen Vorsätzen. Nur um des Himmels willen sich nichts anmerken lassen, nur Kiedberg unbemerkt und unauffällig entschädigen und fortrbringen, wenn möglich, nach England. War derselbe auf englischem Boden, so wollte er ihm das Kapital zurückstellen in derselben Briefftasche. Das war nicht ohne Gefahr; dennoch aber sollte es so geschehen.

Dann war sein Gewissen entlastet. Für Ottilie freilich mußte irgend eine Geschichte erfunden werden. Aber diese Geschichte würde er auch noch finden; denn auch sie mußte Gewißheit darüber erhalten, daß das Vergehen der Vergangenheit geführt sei.

So gewappnet trat er vor seine Braut. Ihm schien es, daß Ottilie sehr bedrückt sei, ihm nicht offen in's Auge sehe. Vielleicht schien ihm das nur so. Die Schwiegermutter bestürmte ihn mit allerlei Fragen. Welche Weinforten er wünsche? Sollte die Trauung um halb zwölf oder um zwölf Uhr stattfinden? Es würde ja doch immer etwas später, als vorher geplant. Mit welchem Zuge wollte das junge Paar abreisen? Gesiel ihm für Ottiliens Reisekleid Grau oder Drapfarben besser? Und so ging es fort.

Mit ungewöhnlicher Freundlichkeit und Nachsicht ging er auf die Fragen der Frau Bohnemann ein. Fürchtete er sich doch, mit Ottilien allein zu sein, ihr in's Auge zu blicken.

Aber der Moment kam; er war nicht zu umgehen. Frau Bohnemann begab sich in die Küche, wo kleines Backwerk und eingemachte Früchte vorbereitet wurden, und das Brautpaar blieb allein.

Möhring zog das Schmucketui hervor und überreichte es mit einigen herzlichen Worten Ottilien. Diese zeigte kein Verlangen, den Schmuck zu sehen. Sie stellte das Etui neben sich auf den Tisch, dankte mit einigen Worten und sprach mit dumpfer, bedrückter Stimme: „Auch ich habe Dir etwas zu zeigen, Ernst!“ und etwas weicher fügte sie hinzu: „Aber erschrick nicht!“

Möhring überließ es eiskalt. Er ahnte Böses, Ottilie wußte etwas. Sie zog einen

zerknitterten Brief aus ihrer Kleidertasche und reichte ihn ihrem Verlobten.

„Bitte, lies das,“ sagte sie gesenkten Auges. Der Brief, mit Edgar v. Kiedberg unterzeichnet, enthielt folgende Worte:

„Meine theuerste, unvergessene Ottilie!

Ich weiß nicht, ob Du noch frei bist, aber ich hoffe es! Endlich, nach unsäglichem Leid und Glend lächelt mir wieder das Glück. Ich hoffe demnächst eine Anstellung zu erhalten, und werde es dann wieder versuchen, mich Dir zu nähern. Diese Hoffnung gibt mir den Muth, Dir die Wahrheit zu gestehen, die ich Dir damals verschwiegen. Ich hatte die Kaution, die mein Onkel für mich stellte, zehntausend Mark, in meine Briefftasche gesteckt und diese aus Unvorsichtigkeit verloren. Ich hoffte damals, das Geld wieder zu erhalten, oder am Spieltische wieder zu gewinnen; deshalb schwieg ich viel zu lange, denn inzwischen ging mir Alles verloren. Nun aber hoffe ich, daß es noch nicht zu spät ist. Ich wage heute nicht, um eine Antwort von Dir zu bitten. Ich werde direkt zu Deinem Vater gehen, wenn ich die mir zugesicherte Anstellung erhalten habe.

Dein treu ergebener

Edgar v. Kiedberg.“

Möhring beugte sich tief über das Papier, und es war doch so deutlich geschrieben. Das Verhängniß nahm seinen Lauf. Ottilie wußte oder glaubte zu wissen. Ihm blieb die einzige graufame Wahl: entweder hartnäckig leugnen — oder sich vor Kiedberg demüthigen. Das letztere, das — konnte er nicht!

„Der arme Junge!“ sagte er gezwungen kühler Tones. „Er scheint ja recht viel Mißgeschick gehabt zu haben.“

Mit diesen Worten gab er Ottilien den Brief zurück. Ottilie fixirte ihn scharf, strenge, unerbittlich; dann sagte sie ruhig und entschieden: „Du bist es, der jene Briefftasche gefunden hat; gib sie sofort zurück!“

Nun stand Möhring vor der Entscheidung. Die Stunde des Gerichtes war gekommen! Leugnen oder gestehen!

Während sein Inneres in furchtbarem Aufbruch war, blieb er äußerlich ruhig. Mit bleichen Lippen, aber festen Tones sagte er: „Mein liebes Kind, Du bist von einer romantischen Grille befallen. Weshalb sollte die Briefftasche, die ich gefunden habe, gerade die Kiedberg's sein?“

Ottilie trat jetzt auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter und sprach sanften, gütigen Tones: „Versuche doch nicht, mich zu täuschen, zu belügen, Ernst, es ist dieselbe Briefftasche.“

„Unsinn!“ stieß er hervor. „Einbildung!“

„Du versuchst vergebens zu leugnen,“ fuhr sie mit Ueberlegenheit fort. „Ich habe die Briefftasche nämlich erkannt. Schon damals, als ich sie bei Dir sah, kam es mir vor, als hätte ich sie schon irgendwo gesehen, und das sagte ich Dir auch; aber ich konnte mich nicht recht besinnen. Gestern aber, als ich diesen Brief erhielt, wurde es mir klar und deutlich: die Briefftasche in Deinem Kulte ist diejenige Edgar's. Ich erinnere mich ganz genau, sie in seinen Händen gesehen zu haben. Füge Dich also, Ernst; es ist nicht zu ändern, und laß uns zusammen berathen, was zu thun ist.“

Wäre es nicht am besten gewesen, ihr zu Füßen zu fallen, nochmals sein Geschick in ihre Hand zu legen? Aber noch kämpfte der böse Dämon gegen den Drang nach Wahrheit in ihm.

„Ich weiß wirklich nicht, warum Du mich mit dieser Vermuthung quälst?“ sagte er abgewendet.

Mit großen, klaren, vernichtenden Blicken sah sie ihn an. „Erwäge, ob es nicht besser ist, aufrichtig zu sein. Wir werden alle Beide unwiderrüflich, unrettbar unglücklich werden, wenn Du nicht den Muth hast, aufrichtig zu sein.“

Möhring stöhnte schmerzlich auf. Nein, er vermochte es nicht, Ottilie in's Gesicht, ihr in die klaren Augen hinein zu lügen.

„Willst Du meinen Tod, willst Du mein Verderben?“ murmelte er ganz zerbrochen. „Mich vor Jenem demüthigen — das ist noch schlimmer als der Tod!“

Sie seufzte tief und schmerzlich auf. „Ein schweres Verhängniß, Ernst, hat uns ereilt. Ich glaube, nur völlige Wahrhaftigkeit könnte uns davon befreien.“

Leidenschaftlich ausbrechend rief er: „Thue mit mir, was Du willst; ich wiederhole es Dir: vor Dir will ich im Staube liegen, aber nicht vor Jenem. Verlange nichts Unmögliches von mir!“

Sie schwieg. Er fühlte, daß der Abgrund zwischen ihnen, den sein reumüthiges Geständniß neulich geschlossen, sich von Neuem aufthat. —

Als er an diesem Abend nach Hause kam, holte er die verhängnißvolle Briefftasche hervor und füllte sie mit hohen Banknoten, wie er sie damals darin gefunden. Er wollte sie anonym Kiedberg zurücksenden. Aber am folgenden Morgen fehlte ihm auch dazu der Muth. Mußte Kiedberg, in Folge der neulichen Unterredung, nicht den wahren Zusammenhang errathen? Und dennoch, mußte er nicht auch sein Geld zurück erhalten?

So trug Möhring den ganzen Tag die Briefftasche bei sich; fann und grübelte, ohne den rettenden Ausweg finden zu können.

10.

„Ja, er ist wie vor Sinnen, mein Mann,“ sagte Kläre. Sie war in Möhring's Bureau erschienen, wieder einmal, um seinen Rath einzuholen, seine Hilfe anzuflehen. „Nun, auf einmal, will er zur Polizei laufen und sich selber anzeigen. Denken Sie nur, Herr Möhring, jetzt, wo wir das Geld angegriffen haben. Es wäre ja unser Verderben. Er käme in's Gefängniß. Ach, ich bitte Sie, Herr Möhring,“ sie erhob flehend die Hände, „halten Sie ihn doch davon ab; Sie vermögen ja etwas über ihn. Nun ist das Geld doch nicht mehr ganz; wozu denn jetzt — nein, nein, es darf nicht geschehen! Da könnte ich ja auch gleich in's Wasser laufen; denn was soll aus mir werden, wenn er eingesperrt wird?“

Möhring sah ganz verwundert daren. „Wie konnte das nur so plötzlich kommen?“ fragte er. „Ich dachte, Ihr Mann hätte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, das Geld zu behalten? So hatte er mir wenigstens gesagt.“

„Ach, der Hasenbraten ist daran schuld,“ sagte Kläre weinend. „Die Hasen sind jetzt billig; und vorigen Sonnabend hatte ich in der Markthalle einen gekauft. Ich esse ihn für mein Leben gern und der Frik auch. Es war ein wunderschönes Essen. Und da, auf einmal, gerade wie der Braten tranchirt ist, bekommt der Frik Gewissensbisse und fängt an: Ach, weißt Du, da essen wir Hasenbraten und der Andere, der das Loos verloren hat, hungert vielleicht. Wir hätten's doch nicht thun sollen! Es ist nicht nur ein Vergehen vor dem Gesetz, es ist auch eine Sünde, Kläre, eine Todssünde. Und so ging es fort. Ich suchte ihn zu beruhigen, ihm zu erklären, daß der Hase überhaupt nicht theurer käme, als ein anderer Braten. Aber er behauptete auf einmal: uns käme überhaupt kein Braten zu. Genug, er war ganz von Sinnen. Die ganze Woche jetzt gab es nur Brühkartoffeln bei uns und einmal Mohrrüben; nur, damit mein Mann sich wieder beruhige. Aber er bleibt dabei, sein Gewissen lasse ihn nicht schlafen und er müsse zur Polizei. Ich bin in Todesangst bei Tage und bei Nacht.“ Sie schluchzte.

Möhring hatte, finster vor sich hinbrütend, zu-

gehört. Der Hasenbraten und die Brühkartoffeln rangen ihm kein Lächeln ab. Ihm schauderte vor dem Bilde eines zerrütteten Gewissens. Freilich, der Fall Elbe's war harmlos; für diesen Fall ließ sich ein guter Abschluß finden.

„Seien Sie ruhig, Frau Kläre,“ sagte er. „Ich werde Ihren Mann heute Mittag von der Druckerei abholen — erschrecken Sie also nicht, wenn er etwas später nach Hause kommt — und ihm die Sache ausreden. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, es wird noch Alles gut!“

Kläre, harmlos und oberflächlich, wie sie war, ließ sich leicht beschwichtigen, und verabschiedete sich ruhig und getröstet.

„Dieser Mann ist ehrlich,“ stöhnte Möhring schmerzlich, als sie gegangen war. —

Ohne sich gleich blicken zu lassen, erwartete er seinen ehemaligen Kollegen gegen Mittag an der Bohnemann'schen Druckerei. Elbe war wirklich kaum wieder zu erkennen. Bleich, zerrüttet, verstört sah er aus, wie Möhring ihn nie vorher gekannt. Auch schlug er nicht den Heimweg ein, gerade aus, sondern er bog links ab in der Richtung nach dem Alexanderplatze, an dem das Polizeipräsidium liegt.

Möhring folgte ihm. Wollte sich der Unglückliche wirklich anzeigen? Es ging Möhring nichts an; und dennoch faßte ihn ein geheimes Grauen nur allein vor der Vorstellung: Polizei, Unterschlagung, Anzeige! — Elbe war ja auch ein Narr! Er, Möhring, hatte ihm ja das Loos sammt dem Gewinne geschenkt. Weshalb glaubte Jener nicht an die Legalität des Geschenkes? Nein, es durfte nicht geschehen, daß Elbe eine Selbstanzeige machte; Möhring war, als sei das eine böse Vorbedeutung für ihn selbst.

Auf dem Mühlendamm packte er Elbe am Arm.

„Wohin gehen Sie denn jetzt gerade in der Mittagspause?“ fragte er. „Ihre Frau erwartet Sie sicher zum Essen.“

„Ich, ich,“ stotterte Elbe, „ich kaufe mir hier immer Cigarren.“

„Wo hier?“ frag Möhring.

Der Andere blieb die Antwort schuldig.

„Sie sind ein Thor!“ stieß Möhring hervor. „Ja, mehr als das: Sie sind ein Wahnsinniger! Sie wollen zur Polizei, um sich anzuzeigen, ich weiß es; und Sie haben keinen Grund dazu, denn der Treffer, den Sie gemacht haben, gehört rechtlich Ihnen.“

Elbe versuchte keinen Widerspruch weiter. Mitten in dem Getöse des Marktes stieß er hervor: „Wie so mir, mir?“

„Das Loos war mein, wie ich Ihnen schon sagte,“ sprach Möhring mit Nachdruck. „Ich verlor es absichtlich, um Sie auf die Probe zu stellen. Und nachher mochte, wollte ich es nicht zurück. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß dem so ist. Ich bin Ihnen gefolgt, um Sie von dem verhängnisvollen Schritte, zur Polizei zu gehen, abzuhalten. Wollen Sie mir jetzt glauben? Ich habe übrigens noch einen Beweis bei mir: ich habe meinen Kalender vom vorigen Jahre gefunden; da steht die Nummer des Looses bei dem Datum des Tages, an welchem ich es gekauft; da sehen Sie!“

Sie waren an die pneumatische Uhr herangetreten, wo wenigstens ein freies Plätzchen war; und Möhring ließ seinen ehemaligen Kollegen in den alten Kalender sehen.

Die Sache verhielt sich ganz so, wie Möhring gesagt.

Elbe starrte eine ganze Weile in das abgegriffene Buch; dann sagte er: „Also es ist Ihr Geld, Herr Möhring?“

„Nein, es ist nicht mehr mein Geld,“ versetzte dieser ungeduldig. (Fortsetzung folgt.)

## Geheimrath Professor Dr. M. v. Pettenkofer.

(Mit Bild auf Seite 385.)

Am 30. Juni 1893 hat der Begründer der modernen Gesundheitslehre, Geheimrath Professor Max v. Pettenkofer in München, sein 50jähriges Doktorjubiläum gefeiert. Der berühmte Gelehrte, dessen Vortrat wir auf S. 385 bringen, ist am 3. Dezember 1818 zu Lichtenheim bei Neuburg an der Donau als Sohn eines Landwirthes geboren, studirte zuerst Naturwissenschaften und Pharmazie, wurde dann Apotheker, begann aber 1841 Medicin zu studiren und wurde am 30. Juni 1843 zum Doktor promovirt. 1852 wurde er ordentlicher Professor an der Münchener Universität, seit 1878 wirkte er als Leiter des hygienischen Instituts in München. Pettenkofer's Arbeiten über Luft, Wasser, Boden, Wohnung, Kleidung, Ernährung, kurz das ganze Gebiet der Gesundheitslehre haben die theoretische Erkenntniß im weitesten Umfange gefördert und sind praktisch von unberechenbarem Nutzen gewesen. Er hat durch seine Forschungen über die Verbreitungsweise des Typhus und der Cholera den größten Einfluß auf die Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse in unseren Städten ausgeübt, hat dafür gewirkt, daß heute fast überall eine allgemeine Wasserversorgung und Kanalisation geschaffen worden ist, wodurch die Krankheits- und Sterblichkeitsziffer überall bedeutend sank; er hat eine große Anzahl von Vereinen für öffentliche Gesundheitspflege in's Leben gerufen. Auch auf dem Gebiete der Chemie hat er eine erprießliche Thätigkeit entfaltet, und so darf man ihn mit Recht zu den größten deutschen Gelehrten der Gegenwart zählen.

## Athen.

(Mit Bild auf Seite 388.)

Das heutige Athen hat mit der Vorstellung, die wir uns gewöhnlich von dieser Stadt des klassischen Alterthums machen, wenig Aehnlichkeit. Es ist eine moderne, schön gebaute Stadt mit geraden Straßen, die durch die vom Bahnhof ausgehende und bis zum königlichen Schlosse führende Hermesstraße in zwei ungleiche Hälften getheilt wird. Die übrigen Hauptstraßen sind die Neoluststraße, welche die Hermesstraße rechtwinklig durchschneidet und von den großartigen Bauten des Nationalmuseums und des Polytechnikums im Norden in gerader Linie bis zum „Thurm der Winde“ im Süden führt, hinter dem die Akropolis mit den berühmten Ruinen aus dem Alterthume emporsteigt. Ferner die vom Verfassungsplatze ausgehende Universitätsstraße mit dem prächtigen Hause Schliemann's, dem Bau der Universität, dem deutschen Institut und der Akademie der Wissenschaften; die Stadionstraße mit der Post, dem Finanzministerium und der Nationalbank; die Pyräusstraße und die Athenestraße mit dem neuen Theater. Die mächtige aufblühende Hauptstadt des griechischen Königreiches breitet sich in einem Halbkreise um die alte Akropolis aus, zählt bereits gegen 100,000 Einwohner und ist mit den Vorstädten durch eine Dampfstraßenbahn, mit dem Hafen Piräus durch eine Eisenbahn verbunden.

## Vogelfang auf dem Eise an der vorpommerschen Küste.

(Mit Bild auf Seite 389.)

Bereits im Dezember bilden sich an den Küsten der Ostsee Ränder von Eis, die schnell breiter werden und im Januar bis weit in die See hinaus als feste Decke reichen. Die Bewohner der Fischerdörfer an der Ostsee verwenden dann ihre alten Heringsnetze, um darin anstatt der Fische die leichten Bewohner der Luft einzufangen. Sie stecken lange Pfähle in einiger Entfernung vom Strande in das Eis und spannen die Netze dazwischen auf, in der Weise, wie dies auf unrerem Bilde S. 389 sichtbar ist. Die zahlreichen Vögel: Möven, Schwäne, Wildenten u. s. w., die tagsüber sich draußen auf der See im offenen Wasser tummeln, bei Einbruch der Dunkelheit aber, über das Eis hinstreichend, ihre Nistplätze am Strande aufsuchen, gerathen dann massenhaft in diese Netze und die Fischer brauchen am anderen Morgen nur hinauszugehen, um die Beute einzusammeln. Pulver und Schrot vollenden oft das Werk, und nicht selten fehren die Fischer mit einem ganzen Schlitten vollerbeuteter Vögel nach Hause zurück.

## Der Moorgeist.

Erzählung von Joseph Dackweiler.

(Nachdruck verboten.)

Der Abend hatte uns im Moore überrascht, ein schaurig, schöner Abend. In den Halmen rauschte und flüsterte es, wallende Nebel setzten sich in die grauen Erlen. Kein Laut sonst ringsum. Da erschallte aus dem Köhricht ein langgezogener, dumpfrollender Ruf — schauerlich für ein befangenes Gemüth. Mein Begleiter, der alte Schulze, zuckte zusammen und bekreuzte sich.

„Der Moorgeist!“ flüsterte er, und ich sah mit Erstaunen, wie sein faltiges, wetterbraunes Gesicht jäh erblaßte.

Ich erklärte dem Alten, das sei ein Kohrdommel, auch Nachtrabe genannt. Aber er schüttelte ungläubig den Kopf: „Nein, ich weiß es besser. Das ist der Geist des Moores; er geht um, wenn es gilt, eine Seele aus den Klauen des Bösen zu retten. Und er hat mich bewahrt in jungen Jahren, ohne ihn wäre ich längst gestorben und verdorben.“

Seine schwielige Faust umklammerte meinen Arm, als ich das Gewehr schußfertig machte, um den Vogel zu erlegen: „Thun Sie es nicht. Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen und dann mögen Sie über meinen einfältigen Geistesglauben lachen.“

Ich war ein armer Dorfgräber,“ hob er an, indeß wir weiter schritten, „der Vater war todt, und ich ernährte die Mutter, so gut es gehen wollte. Aber der Schulze Birtheimer, dem damals dieses Fehn gehörte, war zufrieden mit mir, und da ich mich anstellig und willig erwies, so erhöhte er freiwillig den Lohn, so daß wir keinen Mangel litten.

Ich war ein schmucker Burche, das sagte mir der stolze Blick meiner Mutter, das sagten mir auch die hübschen Augen der Mädchen im Dorfe, wenn ich Sonntags dahin kam. Ich aber mochte von Keiner etwas wissen, denn in meinem Herzen lebte nur ein Bild: Magdalene, die Tochter meines Brodherrn, des Hofschulzen. Wie es gekommen, weiß ich bis heute nicht, genug, ich liebte sie mit all' dem Feuer und der Schwärmerei, mit der man in der Jugend eben liebt. Und dann kam der glückliche Tag, da ich aus den lieben Augen lesen konnte, was mich armen Burchen reicher machte, als alle die großen Herren, die mir manches Mal begegnet waren: Magdalene liebte mich wieder, ich hielt sie in meinen Armen, und wir schwuren uns ewige Treue.

Daß ich ohne Zögern der guten Mutter mein Herz ausschüttete, brauche ich wohl nicht zu sagen. Und hier war es, wo der erste Wermuthstropfen in meinen Freudenbecher fiel.

„Konrad!“ sprach sie, „wo soll das hin? Hast Du auch wohl bedacht, daß Magdalene die Tochter Deines Brodherrn, des reichen Hofschulzen ist? Glaubst Du wirklich, daß er jemals seine Einwilligung geben wird?“

Das fiel mir wie ein Stein auf's Herz; daran hatte ich nicht gedacht. „O Mutter, mach' mir das Herz nicht schwer!“ rief ich, „ich kann Magdalene nicht lassen. Der Vater wird nicht graufam sein, wenn es sich um das Glück seines einzigen Kindes handelt. Und hat er mich nicht immer bevorzugt, hat er nicht gezeigt, wie sehr er mit mir zufrieden ist?“

Aber sie hatte leider Recht. Der Schulze war allein in der Wohnstube, als ich bei ihm eintrat, um meine Werbung vorzubringen. Er empfing mich sehr freundlich.

„Gut, Konrad, daß Du kommst, Du hast mir einen Gang erspart. Können wir bald die Dorfziegel im Bahnenbruch holen?“

Ich gab ihm den gewünschten Bescheid. Aber als ich nun auf meine Herzensangelegenheit zu sprechen kam und ihm schlicht und

recht klar legte, wie mir's zu Muthe war, da blickte der Mann mich an mit Augen, als glaube er zu träumen. Dann meinte er: „Höre, lieber Junge, es will mir scheinen, als ob Du dem Wachholder etwas stark zu Leibe gegangen wärest. Ich bin das sonst nicht an Dir gewöhnt, will es jedoch hingehen lassen. Gehe jetzt in die Küche und laß Dir einen Schluck Wasser geben — er wird Dir gut thun.“

„Bei Gott,“ rief ich aus, „was ich sagte, ist mir heiliger Ernst.“

Da ich wollt die Zornesader auf der Stirn des Hoffschulzen hoch an, schwer fiel seine geballte Faust auf den Tisch, daß das Geschirr laut klirrte.

„Dein Ernst? Bursche, bist Du toll? Meinst Du wirklich, ich werde mein Mäd'el einem Torfgräber geben, einem Habenicht's, einem Hungerleider? Das paßt Dir wohl. Ich aber danke für einen solchen Schwiegersohn, und auch meine Tochter —“

„Magdalene liebt mich,“ unterbrach ich ihn.

„Also hinter meinem Rücken habt ihr die Liebchaft angefangen?“

„Gar nicht schlecht! Und ich soll blos noch Ja und Amen dazu sagen, und die Geschichte ist fertig?“

„Schulze,“ rief ich, „seid gütig. Denkt an Euch selber zurück.“

„Genug jetzt!“ schrie er.

„Bleib' mir mit den Redensarten vom Leibe. Wärest Du der Sohn des Anton Schmieder oder der Haferkamp, sollte es mir gleich sein, wenn die Magdalene Dich nähme. Aber so geht es einmal nicht! Das wirst Du selber wohl verstehen. Und nun geh.“

„Schulze habt Erbarmen, Ihr macht zwei Menschen unglücklich. Ich will Euch ehren und lieben wie meinen Vater, Ihr sollt es nie bereuen.“

Der alte Birtheimer war mit dröhnenden Schritten durch's Zimmer gegangen. Nun blieb er dicht vor mir stehen. „Es wird nichts daraus, nie gebe ich meine Einwilligung, daß meine Tochter einen armen Schlucker zum Manne nimmt, hörst Du, nie! Aber damit Du siehst, daß der Schulze Birtheimer nicht ein Herz von Stein hat, will ich Dir etwas sagen. Wenn Du mir in einem Jahre dreihundert Thaler hier auf den Tisch zählen kannst, dann will ich Dir sagen: nimm die Magdalene — sie ist Dein! Das ist mein letztes Wort. Glaubst Du das zu können, so magst Du feinerzeit wieder kommen. Geht es aber über die Kräfte des Torfgräbers hinaus, so suche Dir Eine unter Deinesgleichen und schlage Dir die Magdalene aus dem Kopf.“

Ich stand draußen — das war das Todesurtheil unserer Liebe. In mir tochte und

brodelte es. Das Blut hämmerte wider meine Schläfen, als sollten sie zerpringen. Vorbei alles Liebesglück! Vorbei! Wie die Mutter gefürchtet.

Da legten sich zwei Arme um meinen Hals, und ein heißes, thränenfeuchtes Köpfchen lehnte sich an meine Wange.

„Konrad!“

„Magdalene!“

Sie barg schluchzend ihr Haupt an meine Brust.

„Es soll nicht sein, Konrad. Wir sind zum Unglück bestimmt.“

„Ich kann Dich nicht lassen, Liebste,“ flüsterte ich leidenschaftlich und drückte sie an mich.

„O, ich kenne den Vater,“ weinte sie, „er gibt nie nach. Lieben aber werde ich nur Dich, Dich allein — immer — immer.“

Nun folgte für mich eine harte, schwere Zeit. Die Mutter suchte mich zu trösten, so gut sie es vermochte. Magdalene sah ich nur Sonntags in der Kirche. Sie sah traurig und blaß aus und wagte nicht, nach mir hinzu-

Schmieder die Magdalene vom Schulzenhose für seinen Sohn gerne zur Frau hätte; sie freuten sich Alle auf die Hochzeit und die Bewirthung, denn der Birtheimer gab mit vollen Händen bei solchem Anlasse. Das steigerte mein Glend zur Verzweiflung.

„O, wäre ich reich!“ rief es in mir. Wie beneidete ich jetzt die Kaufleute in der Stadt. Hätte ich ein Weniges nur von ihrem Ueberflusse!

„Dreihundert Thaler!“ hatte der Bauer gesagt. Für dieses Geld wollte er seine Tochter verkaufen. O, wie fühlte ich den Hohn. Was war diese Summe gegenüber dem reichen Anwesen des Schulzenhoses. Dem armen Torfgräber aber schwirrte es im Kopfe, wenn er nur an eine solche Summe dachte. Hatten sich doch meine kühnsten Träume sich nie mit mehr als hundert Thalern beschäftigt. Nie konnte es mir gelingen, die Geliebte zu erlangen. Nie! Wie sollte ich jemals zu so viel Geld kommen?

Allein mit meinen bitteren Gedanken, grü-

belte ich mich tiefer und immer tiefer in die Verzweiflung hinein. Meine Kameraden betrachteten mich mit Scheu, die Mutter schüttelte kummervoll den Kopf und weinte; nur der alte Birtheimer war derselbe, der er früher gewesen. Er schien unsere Unterredung ganz vergessen zu haben.

Wie ich nun eines Abends wieder in meiner Schilfhütte saß und in das rothe Feuer starrte, da durchblüht mich mit einem Male ein Gedanke, daß ich vor mir selber erschrocken aufspringe. Es war, als ob

der Böse selber mir das Wort zugerannt hätte. Und wie es geht, wenn man nicht mit ganzer Kraft sich dagegen stemmt, so spann auch in mir der Gedanke sich fort und umwob meinen Sinn immer mehr, und endlich hatte er mich gefangen.

„Wenn Magdalene arm wäre!“ rief es in mir. „Arm wie Du!“ Warum muß sie auch die Tochter des reichen Mannes sein! Warum wohnt sie nicht im kleinen Häuschen, wie ich selber, statt auf dem Schulzenhose? Und da war es wieder, als ob mir Jemand zuflüstere, was mich schauern ließ. Es knisterte leise in der Gluth, und ich dachte: „Ginge das ganze Anwesen in Flammen auf!“

Den Gedanken wurde ich nicht los. Draußen war es dunkle, schwarze Nacht. Der Wind segte heulend durch das Moor. Die Regentropfen fielen klatschend auf das Schilfbach meiner Hütte. Das Feuer glomm knisternd; es schien mir zuzuraunen: „Thu es! Thu es!“ Und das Heulen des Windes draußen schien zu sprechen: „Komm! Komm! Wir sind Deine Boten! Lege einen Funken hin. Wir fachen ihn an. Wir tragen ihn durch Rigen, Fugen



Ansicht von Athen. (S. 387)

blicken. Ich hätte den Himmel stürmen mögen, ich haderte mit Gott und den Menschen, ich fluchte dem harten, gefühllosen Vater, mir selber und meinem bösen Verhängniß.

Und wenn ich dann die Nächte draußen im Moor war, allein mit meiner Herzensqual, dann stürzte ich oft hinaus aus der Hütte, an den Rand des Wassers, und mir kam der Gedanke: „Mach ein Ende! Ein Sprung, und Alles ist aus.“

Eines Nachts war die Versuchung übermächtig. Schon neigte ich mich vornüber zum tödtlichen Sprunge, da erscholl ein warnender, drohender Ruf — der Moorgeist! Und ich trat zurück, die Besinnung lehrte mich wieder und das Schändliche meines Vorhabens stand vor meiner Seele. Ich sah das Häuschen am Fehn, im Lehnstuhl die alte Frau. Sollte ich sie ihrer einzigen Stütze berauben? Nein, das wäre Frevel gewesen! Und ich dankte dem guten Geist, der mich gewarnt hatte. Ich wollte es tragen, und wenn auch das Herz brechen sollte.

Und dann später die Qual, als die Kameraden mir arglos mittheilten, wie der Anton



Vogelfang auf dem Eise an der vorpommerischen Küste. (S. 387)

und Böcher, daß die Feuergarben aufsprühen und die Flamme säulen zum Himmel steigen. Komm! Komm!"

In mir aber flüsterte die Stimme: „An's Werk! Dann ist Magdalene arm wie Du. Das arme Mädchen wird Dir der Vater nicht mehr verlagern.“

So drängte mich der Böse zur schwarzen That. Ich wußte nicht mehr, was ich dachte, was ich wollte. Ich stand draußen im Regen auf schmalen Pfaden mitten im Moor — dann war ich am Ende des Fehn — nun tauchte vor mir eine weite, dunkle Masse auf — jetzt stand ich an einem Heuschaber. Ich hatte Stein und Stahl in der Tasche. Schon glimmte der Zunder, ich bückte mich nieder, um ihn zwischen die Spreu zu schieben. Da bebte ich zurück, der Zunder fiel in eine Wasserlache und verlöschte zischend; meine Kniee schlotterten und kalte Schauer rieselten mir durch Mark und Bein, denn aus dem Moor rief laut und warnend, das Heulen des Sturmwindes über-tönend, eine Stimme — der Moorgeist.

Nun erst kam mir die Erkenntniß dessen, was ich hatte thun wollen in rasender Leidenschaft. „Mutter, verzeihe! Magdalene, verzeihe!“ schluchzte ich auf und kehrte in meine einsame Hütte zurück.

Das Jahr war seinem Ende nahe, und meine Hoffnung längst zu Ende. Magdalene war still und traurig. Wir hatten uns nur selten noch verstoßen gesprochen — wozu auch? Es konnte ja zu nichts mehr dienen, als die Wunden immer tiefer zu wühlen.

Es war im Herbst. Als ich am Abend nach Hause ging, begegnete mir auf dem Wege ein Herr, den ich schon öfters gesehen, wenn er mit dem Wagen über Land fuhr. Es mochte ein Kaufherr aus der Stadt sein. Er musterte mich im Mondlichte mit forschenden Blicken. Dann trat er auf mich zu.

„Kannst Du mir nicht einen weggamen Pfad durch das Fehn zeigen? Mein Kutscher mußte zurückbleiben, weil die Achse des Wagens gebrochen ist. Der Weg hier ist mir etwas zu weit. Durch das Fehn schneide ich sicher ein bedeutendes Stück ab.“

„Das ist wahr, Herr,“ entgegnete ich, „aber der Weg ist gefährlich. Das Moor ist trügerisch, ich möchte Euch nicht anrathen —“

„Ich möchte aber gerne früher nach Haus. Du kennst doch die Wege genau?“

„Ja, Herr, ich bin Lorfgräber!“

„Nun gut, willst Du mich führen, dann trage mir die Tasche, sie wird mir zu schwer. So — und nun vorwärts!“

Ich nahm ihm die Tasche ab, sowie die in Lederriemen geschnürte Reisendecke, und schritt ihm voran. Die Tasche, die ich trug, war schwer, und es wunderte mich nicht, daß der alte Herr froh war, sie los zu werden.

Er war auf den Dörfern herumgefahren und hatte das Geld von den kleineren Geschäftsleuten eintassirt. Wie viel mochte wohl in dieser Tasche sein?

Wir schritten rüstig voran. An gefährlichen Stellen mahnte ich ihn, auf der Hut zu sein, nicht neben die schwarze Schicht zu treten, auf der wir uns bewegten. Er sprach wenig, und deshalb hatte ich wieder Muße, meinen Gedanken nachzuhängen.

„Der Anton Schmieder kam zur Braut-schau, der reiche Bauernsohn wird die Magdalene freien,“ so hatten die Kameraden gesagt. Sie hatten Recht gehabt. O, hätte ich die dreihundert Thaler!

Dreihundert Thaler! Alles bedeutete für mich diese Summe. Wie viel mochte wohl hier in der Tasche sein, die mir die Schulter drückte? Hier hatte ich ja Geld. Wäre es mein, so könnte ich hingehen zum Birckheimer und sagen: „Hier sind dreihundert Thaler,

haltet nun Euer Wort!“ Und er würde sagen: „Nimm die Magdalene, sie ist Dein!“

So flogen die Gedanken. Ich blickte mich halb um, der Herr folgte mir schweigend. Ob ihn die schaurige Schönheit dieser Wildniß anzog? Es wäre doch ein gefährliches Wagniß gewesen, wenn er allein gewesen wäre. Wie leicht hätte er dann vom Weg abirren, in's Moor gerathen und umkommen können. Und das Moor ist tückisch, es gibt kein Opfer nicht wieder her. Was dort hineingerath ist rettungslos verloren!

Wir gingen weiter. Gefährlicher wurde der Weg. Der Wind hatte sich erhoben und fuhr feujend durch das Schilf.

„Habt Acht, Herr!“ mahnte ich, „folgt mir auf dem Fuße. Wir kommen an gefährliche Stellen.“

„Es ist doch gut, daß ich Dich mitnahm, mein Bursche!“ sprach er. „Gelt, die Tasche ist schwer? Siehst Du, wie das Geld drückt? Ja, wir reichen Leute haben auch unsere liebe Last, und unser Geld macht uns oft große Sorgen, von denen ihr keine Ahnung habt!“

Das Geld machte ihm Sorgen! Er wußte wohl nicht, wo er damit bleiben sollte. Dreihundert Thaler — was bedeuteten sie wohl für ihn?

Der Weg war beschwerlich, denn an einem der letzten Tage hatte es geregnet, und der schwarze Moorboden war aufgeweicht. Wir sanken oft bis über die Knöchel in den Schlamm ein, und das Keuchen des alten Herrn mahnte mich, langsamer zu gehen.

Jetzt hatten wir den schlüpfrigen, schmalen Pfad hinter uns. Wir standen an einem großen, dunklen Teiche. Der Weg war breiter geworden, und der Thonboden trug sicherer den Fuß.

„Einen Augenblick!“ sprach der Herr athemholend. „Wie weit haben wir noch?“

„Eine gute halbe Stunde!“

„Gut, dann rasten wir ein wenig. Der Marsch hat mich angestrengt.“

Er blieb am Ufer des Teiches stehen und schaute auf das dunkle Wasser. Der Mond erleuchtete die leicht gekräuselten Wellen mit blassem Lichte. Ich stand hinter ihm, und da war es, als ob wieder der Böse in mich gefahren sei.

„Wenn ihm ein Unglück zustieße,“ flüsterte die Stimme, „hier im Moor, das Moor ist trügerisch — ein Fehltritt, und es ist geschehen. Niemand wird es erfahren — das Geld hier ist Dein — Magdalene wird Dein — ein Stoß und Alles ist vorüber!“

So sprach der Verführer, und ich floh ihn nicht. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn — ich starrte mit brennenden Augen auf den abnungslosen Mann. Warum auch mußte er selber mich in Versuchung führen! Schon hob ich die Hand zum Stoße — da sank sie schlaff herab, ich stand wie zu Stein erstarrt, denn drüben im Schilfwalde erscholl ein Ruf — der Moorgeist!

Und wie ich zusammenschauere, da sehe ich, wie der Herr vor mir schwankt. Er neigt sich vornüber, und ehe ich hinzuspringen kann, gleitet er in die schwarze schlammige Masse hinein.

Laut rief im Schilfwalde die Stimme des Moorgeistes. Wie der Blitz zwar durchzuckte mich der Gedanke: „Laß ihn — Du bist nicht schuld!“ Aber „Nein!“ schrie ich, und damit stand ich im Kohr, hatte den Versinkenden erfaßt, dem tückischen Moore sein Opfer ent-rissen.

Der Schrecken mochte den Herrn betäubt haben, als ich ihn jedoch aufrichtete, und sein Haupt auf meine Kniee nahm, schlug er bald die Augen auf.

„Ich danke Dir! Du hast mir das Leben

gerettet. Ich leide an Schwindelanfällen. Der anstrengende Marsch, dann das Mondlicht und der Wasserpiegel waren schuld daran.“

Jetzt erst fiel mir wie ein Bleigewicht die Schwere meines Frevels auf das Herz; der durchdringende Geruch des Moorwassers, der Teich — Alles erinnerte mich daran, wie nahe ich daran gewesen war, ein Mörder zu werden.

Es war natürlich jetzt nicht mehr an einen Weitermarsch zu denken. Der Herr war erschöpft, seine Kleider schwer und naß. An der andern Seite des Teiches stand eine Lorfgräber-hütte, sie war leer. Dorthin brachte ich den Herrn. Aus dürrem Schilf und Binsen machte ich ein Feuer; Holzstücke waren auch noch da. Und so konnte er sich in seine warme Reise-decke hüllen und neben dem Herde auf's Schilf legen, während ich seine Kleider, so gut es gehen wollte, reinigte und trocknete.

Dann aber ließ es mir keine Ruhe mehr. Der dankbare Blick, mit welchem der gute Mann mich immer verfolgte, sagte mir stets von Neuem, was ich hatte thun wollen. Ich mußte sprechen. Und da habe ich es ihm erzählt — Alles, Alles, nichts verschwiegen. Und erst als ich geendet, reichte mir der gute Mann seine Hand.

„Du bist ein wackerer Bursche, ja, die Versuchung muß groß gewesen sein, und der Kampf heftig. Ich danke Dir nochmals und wünsche von Herzen, daß ihr, Du und Deine Magdalene, noch ein glückliches Paar werden möget.“

Als der Morgen graute, brachte ich den Herrn zur Stadt; in der Nähe derselben nahm er Abschied von mir.

„Du meinst also,“ sprach er, „der Schulze werde sein Wort halten?“

„Ja, Herr, das wird er!“

„Ich denke mir, der Mann hat euch nur auf die Probe stellen wollen. Nun das Jahr um ist und er sieht, daß ihr Beide treu zusammenhaltet, wird er wohl von selber nachgeben.“

„Ach, Herr, das ist eitle Hoffnung. Magdalene und ich kennen den Vater. Was der gesagt hat, davon läßt er nie.“

„Nun, manche Sache, die noch schlimmer stand, hat sich im letzten Augenblicke doch günstig gewendet. Auch euch Armen blüht vielleicht noch das Glück.“

Damit reichte er mir meinen Führerlohn, einen Thaler, und einen zweiten gab er mir für meine Mutter. Und dann drückte er mir die Hand. „Viel Glück, Konrad! Und wenn Du mit Deiner Braut Hochzeit machst, vergiß nicht, auch den Kaufherrn Eberhard einzuladen.“

Er klopfte mir auf die Schulter, sah mich nochmals lächelnd an und schritt davon.

Ich war zu meiner Arbeit zurückgekehrt und führte rüstig den Spaten, um das Versäumte wieder nachzuholen. Und seltsam: das Werk ging mir von Statten wie lange nicht mehr. Ich fühlte eine innere Ruhe und Befriedigung, die ich seit einem Jahre nicht mehr gekannt. War es das Bewußtsein, daß ich mir ein gutes Gewissen bewahrt hatte, oder war es das Wort des Kaufherrn: „Es wird noch gut werden?“

Als ein paar Tage darauf der Schulze wie gewöhnlich kam, um nach dem Stande der Arbeit zu sehen, fragte er mich nach diesem und jenem. Das war sonst seine Gewohnheit nicht. Und endlich hub er an: „Denkst Du auch noch daran, mit welchem Anliegen Du voriges Jahr kamst?“

Diese Frage war nur zu sehr geeignet, mir das Traurige und Hoffnungslose meiner Lage zu zeigen.

„Ach, Schulze, quält mich doch nicht!“ bat ich.

„Du hast wohl die Geschichte vergessen?“

meinte er. „Nun ja, es war auch nicht anders zu erwarten. Nach welcher Anderen hast Du Dich denn jetzt umgesehen?“

„Birkheimer, ich liebe Magdalene und werde nie eine Andere lieben.“

„So! Hm! Und mein Mädchel sagt mir: „Ich liebe den Konrad und heirathe keinen Anderen!“ Was soll ich alter Mann da thun? Brauchst mich nicht so groß anzusehen! Was ist denn diese Woche hier im Fejn vorgegangen? Hast ja einem Kaufherrn das Leben gerettet, wie ich höre.“

„Es ist so,“ sagte ich, und traute meinen Ohren kaum, als der Schulze fortfuhr:

„Heute Morgen war er bei mir, ist ein vornehmer, lieber Herr. Er hat manches gute Wort für Dich eingelegt, und da auch die Magdalene mir wieder mit ihren Thränen zugefetzt hat, so habe ich mich endlich erweichen lassen.“

Ich stand sprachlos, als mir der Bauer mein unverhofftes Glück verkündete, dann aber faßte ich seine Hand. „Das sollt Ihr nie bereuen, Schulze — nie! Ich will Euch ehren, wie meinen Vater!“

„Das hoff ich von Dir. Gehe jetzt zu Magdalene, sie wird Dich erwarten. — Doch halt, noch Eins! Du weißt, was ich Dir damals sagte: dreihundert Thaler, nicht? Der Kaufherr hat die Summe für Dich erlegt, als Hochzeitsgeschenk für seinen Lebensretter. Da aber der Hofschulze es nicht nöthig hat, auf's Geld zu sehen, wirst Du zu allererst Deiner Mutter damit ihr Häuschen neu aufbauen. Dann mag sie dort in Ruhe ihre alten Tage verbringen, wenn es ihr auf dem Schulzenhofe nicht gefallen will. Und nun geh! Mit Deiner Mutter werde ich selber sprechen!“

Seht, Herr, so hat die Geschichte doch noch ein gutes Ende genommen. Und daß es so gekommen und nicht anders: Ihr wißt, wenn ich es verdanke — dem Moorgeiste. Ich glaube nicht, daß der alte Birkheimer es bereut hat, daß er mich zum Schwiegersohne nahm. Und mit meiner Magdalene habe ich bis heute glücklich und in Frieden gelebt. Glaubt es mir, ich bin nicht abergläubisch, aber daß der frühere arme Dorfgräber heute auf dem großen Hofe wohnt, daß kaum Einer mehr geachtet ist, als der Schulze Konrad, daran ist nur der Moorgeist schuld, der über mir gewacht hat.“

Ich reichte dem biedern Schulzen die Hand. „Ich danke Euch. Behaltet Euren frommen Glauben.“

Und wie wir durch den stillen Abend dahin wanderten, dem Dorfe zu, umwebte mich die geheimnißvolle Poesie des Moores mehr denn je zuvor. Die rauschenden und flüsternden Halme erzählten sich von den Opfern, die das trügerische Moor verschlungen, die wallenden Nebel erschienen mir wie die bleichen Schatten Derer, die unten den Schlaf des Todes schliefen, und in der Ferne verklang mehr und mehr der warnende Ruf des Moorgeistes.

### Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Das Rasirmesser-Quartett.** — Zu den schönsten Schöpfungen des großen Tonmeisters Haydn gehört die unter dem Namen „Rasirmesser-Quartett“ bekannte Komposition; wie sie zu diesem sonderbaren Namen kam, ist indes nur wenig bekannt. Während seines ersten Aufenthaltes in London (1791) hatte Haydn in dem Hause des Musikalienhändlers Bland eine Wohnung gemiethet. Eines Tages wollte dieser seinen Miether besuchen und begab sich in dessen Zimmer. Der berühmte Komponist war aber gerade damit beschäftigt, sich zu rasiren und Bland wollte daher wieder umkehren. Allein Haydn ließ die Hand mit dem Messer wieder sinken und sagte: „Kommen

Sie nur herein, Mr. Bland. Raum ich Ihnen in irgend etwas nützlich sein?“

„Ja, Sir,“ antwortete der Angeredete, „ich hätte allerdings eine Bitte an Sie; aber ich möchte Sie jetzt nicht bei dieser keineswegs angenehmen Arbeit stören.“

„Da haben Sie Recht,“ erwiderte Haydn lachend, „das Rasiren ist nichts weniger als angenehm, namentlich mit einem schlechten Messer ist's die reine Tortur. Aber bitte, sprechen Sie nur, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Sie sind sehr gütig, Sir,“ versetzte der Musikalienverleger und fuhr sogleich fort: „Nun denn, aus dem Nachlasse eines Geschäftsfreundes, dessen nunmehr verstorbene Tochter sich bisweilen in kleinen Kompositionen versuchte, ist mir ein Manuscript überkommen, das ich gern herausgeben würde, wenn es nämlich des Druckes werth ist. Da Sie nun durchaus kompetent in Allem sind, was Musik und dergleichen betrifft, so möchte ich Sie bitten, das Manuscript gütigst prüfen zu wollen.“

Während Bland sein Anliegen vortrug, war es Haydn gelungen, die linke Hälfte seines Gesichtes zu „entbarten“, glücklicherweise, ohne sich mit dem dazu benutzten schlechten Instrument die Haut zu verletzen, welches letztere ziemlich häufig sich ereignete und ihm dann jedesmal für den ganzen Tag die Laune verdarb. Er legte das Messer auf das vor ihm stehende Toiletentischchen, um die Papierrolle zu ergreifen, welche der Musikalienverleger ihm darreichte. Die Rolle bestand nur aus zwei Papierblättern, welche mit zierlichen Noten dicht beschrieben waren.

Haydn betrachtete aufmerksam die Komposition, endlich sollte er das Manuscript wieder zusammen und sagte kopfschüttelnd: „Viel Kraut, doch wenig Rüben.“

„Sie würden mir also abrathen, die Komposition zu verlegen?“

„D durchaus nicht,“ versetzte Haydn lachend, „ich würde Ihnen sogar dazu rathen, es zu thun, je mehr Sie sie — verlegen, desto besser wird es für Sie sein.“

„Aha, ich begreife. Aber schade, schade,“ fügte Bland hinzu, „das ist mir nicht lieb, ich hatte mich bereits gefreut, ein kleines Geschäft zu machen und auf diese Weise zu meinem Gelde zu kommen, denn ich habe das werthlose Musikwerk an Zahlungsstatt übernehmen müssen.“

„Nun, was das kleine Geschäft betrifft, so könnten Sie dies vielleicht doch machen,“ bemerkte Haydn im Anschauen seines Rasirmessers, von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt. „Sie erwähnten zu Anfang unseres Gesprächs, daß das Rasiren keine angenehme Arbeit sei, und ich stimmte Ihnen zu. Noch unangenehmer aber und wahrhaft lästig ist sie, wenn man diese doch immerhin nothwendige Operation mit einem schlechten Instrumente auszuführen gezwungen ist. In diesem Falle befinde ich mich nun leider, und meine häufige Uebelthätigkeit ist in den meisten Fällen nur das Resultat meines schlechten Rasirmessers. Wie Sie sehen, habe ich noch die rechte Seite meines Gesichtes mit diesem Folterinstrument — er deutete mit humoristischer Verzweiflung auf das vor ihm liegende Rasirmesser — zu bearbeiten, eine Mißhandlung, die mir immer einen Schauer durch die Adern jagt. Wenn Sie daher einem unglücklichen Komponisten einen großen Dienst erweisen wollen, wenn Sie ein gutes Geschäft dabei machen wollen, wenn Sie noch einen Funken Mitleid mit einem armen Musiker empfinden, der bisher gezwungen war, sein eigener Schinder zu sein, dann, mein werther Bland, verschaffen Sie mir ein gutes Rasirmesser, und ich will Ihnen eine der besten Kompositionen dafür geben, welche ich jemals geschrieben habe.“

„Ist das wirklich Ihr Ernst?“ fragte der Musikalienhändler.

„Mein voller Ernst.“

„Sie würden mir eine Komposition überlassen, wenn ich Ihnen ein gutes Rasirmesser überbringe, und Sie würden aus dem Vertrieb Ihres Werkes keinerlei Ansprüche gegen mich erheben?“

„Keine.“

„Gut, Ihr Wunsch soll sofort erfüllt werden, Geschäft gegen Geschäft.“

Bland entfernte sich, um wenige Minuten später mit zwei der vorzüglichsten englischen Rasirmesser zurückzukehren, die er dem Komponisten ausshändigte.

Dieser übergab ihm dafür später eines seiner Quartette, welches Bland unter dem Titel „Rasirmesser-Quartett“ veröffentlichte und welches ihm die Kosten für die beiden Rasirmesser hundertfach ersetzte. [Hmn.]

**Die Frau im deutschen Sprichwort.** — Kein Volk hat einen größeren Schatz an Sprichwörtern,

als das deutsche; sein Denken und Fühlen drückt es in denselben kurz und bündig oft besser und treffender aus, als es die Gelehrten in seitenlangen Abhandlungen vermögen. Zu bedauern ist es, daß die Kenntniß und auch der Gebrauch der Sprichwörter in der jüngeren Generation mehr und mehr schwinden. Die Neuzeit in ihrem Hasten und Zagen nach äußeren Erfolgen hat den Sinn und das Verständniß für das tiefe Gefühl, welches unsere Vorfahren in einen kurzen Ausspruch kleideten, fast ganz verloren. Ein berufener Forscher hat den Sprichwörterchatz des deutschen Volkes „Altes Gold“ genannt; der Werth ist geliebt, aber der Raub der Fabrikhölzer, der Staub, den die Erfindungen aller Art aufwirbeln, haben den Glanz getrübt. Aber noch viel in Sprichwörtern redet, gilt oft genug selbst als veraltet, die Weisheit in seinem Munde wird zur Karikatur auf der Gasse. „Sprichwort — ein wahr Wort“ gilt kaum noch, und doch wie zu treffend ist der Satz!

Besonders zahlreich und treffend sind die Sprichwörter über die Frau, ihre Art und ihr Wesen, wie sie ist und wie sie sein soll. Um Familie und Haus, um Stadt und Staat würde es besser stehen, wenn alle Mütter und Töchter der alten Mahnung gedächten, daß „Eine Frau soll der Schnecken Art haben.“ Sebastian Franz hat dies Sprichwort dahin erklärt, daß eine Frau stets Hausorgie tragen und allermeist daheim bleiben soll, sonst ergeht es ihr wie den Schnecken, die da sterben und verderben, wenn sie die schützende Hülle ihres Hauses verlassen. Ein anderer Not sagt dasselbe: „Die Frau und der Stubenofen gehören in's Haus.“ Dagegen aber heißt es dann auch: „Ist eine liebe Frau im Haus, so lacht die Freude zum Fenster hinaus!“ Und beim sorgsamsten Walten einer Frauenhand muß auch der größte Schmerz verstummen, denn „Wo eine Frau ist, da geschieht dem Kranken kein Wehe.“

Das deutsche Sprichwort hält den Frauen einen Spicgel vor, wenn es sagt, daß „Kein Kleid dem Weibe besser steht, als Schweigen.“ Wie viel Aergerniß würde vermieden, wenn dies Wort als Motto auf alle Einladungen zu Kaffeegesellschaften gedruckt würde. Wie viel Jammer und Glend in den Familien bliebe erspart, wenn die Buzschüchtligen daran dächten, daß „Eine Frau geschwinder im Fürtuch es fort trägt, als ein Mann mit dem Wagen es herzuführen kann“ — das Geld nämlich.

„Entweder Federhut oder Bettelfrau,“ sagt das Sprichwort von den Frauen, die nicht rechnen können. Hernach aber „Wenn die Armuth zur Thür eingeht, fliegt die Liebe und der Frieden zum Fenster hinaus!“

Wehe und dreimal Wehe jeder bösen Frau; eine solche „macht den Mann grau“ — „sie ist ihres Mannes Todtengräber“ — „sie wird ihm zum Gottesgericht.“

Die gute, sorgsame Frau aber „ist dem Manne ein Gewicht,“ wie durch dieses die Uhr in regelmäßiger, genauem Gange erhalten, so wird der Mann durch die Frau zu segensbringendem Thun, zu fröhlicher Arbeit angeregt.

„Freundlichem Zuspruch folgt auch eine böse Frau gern,“ sagt das Sprichwort, aber „der Mann muß die Frau beim ersten Laib Brod ziehen“ und „sie vor der Hochzeit wenden, denn nachher ist es damit zu Ende.“

Trotzdem muß Mancher erkennen, daß „Freien und baden nicht immer geräth,“ aber viel Aergerniß in der Ehe wird vermieden, wenn die Frau in ihrem Hause die ihr zustehende Gewalt hat, wenn weibliche Verwandte ihr nicht dreinreden, denn „Wenn ein Haus auch so groß wie der Rhein, so paßt doch nur eine Frau hinein.“

Einen Wittwer zu heirathen, rath das Sprichwort jeder Frau an, ist doch „die erste Frau die Maad, die zweite die Herrin.“ Vor Geldheirathen aber wird die Frau gewarnt, denn „die hat der Teufel gekuppelt.“

Der Mann soll immer daran denken, daß „Schönheit vergeht, nur Tugend besteht,“ und daß „Häuslichkeit das beste Heirathsgut ist,“ denn „eine gute Hausfrau kann aus der Kartoffel viele Gerichte machen.“

Zur Häuslichkeit und zum Fleiß soll die Frau schon in der Jugend sich halten: „Ein Mädchen darf nicht so lange müßig gehen, als eine Taube ein Korn aufspickt.“

Was unweiblich ist, das soll schon die weibliche Jugend meiden: „Wenn Mädchen pfeifen und Hühner trah'n, dann soll man Weiden den Hals umdreh'n.“

Nun, so hart wird's mit den Mädchen wohl Keiner machen. Aber daß „es leichter ist, einen Korb voll Flöhe zu hüten, als ein Duzend Mägd-

lein, das wird wohl Mancher schon empfunden haben. Allein wenn auch so ein Mägdlein sich nicht leicht hüten läßt und in der Jugend über die Stränge schlägt, einen Mann findet es doch wohl, weil ja kein Kopf so schief ist, es paßt doch ein Deckel dazu."

Besonders den reichen Mädchen wird viel nachgesehen, trotz aller Sprichwörter, denn „der Arme behält seine Hühner, der Reiche seine Töchter nicht lange.“ Wenn dann auch der Ehestand zum Behestand wird, so „kann sich der Mann doch eher zu Tode grämen, als die Frau.“ — „Lebt er aber vom Weib allein, so muß er auch ihr Spielmann sein!“ —

An das gute, altdeutsche Wort Weib knüpfen sich viele Sprichwörter, meist freilich nicht im guten Sinne. So heißt es: „Ein böses Weib ist des Mannes Schiffbruch,“ denn „einem bösen Weibe kann Niemand steuern.“ — „Wo das Weib allein Meister

ist, thut's sel'en gut“ und „ein böses Weib leitet dem Manne das Herz ab.“ Zwar „strafft man ein böses Weib am besten durch Schweigen,“ aber der Nachgiebige ist doch bedauerndwerth, denn „ein blinder Mann ist ein armer Mann, doch der ist noch ein viel ärmerer Mann, der sein Weib nicht zwingen kann.“

„Weiber nehmen ist ja nun 'mal kein Pferdehandel.“ Zuerst jagt man: „Ohne Weib ist kein Tanz,“ oder „Ohne Weib ist keine Freude ganz,“ hinterher aber: „Ohne Weib ist kein Streit.“ —

„Wer ein Weib nehmen will, der denke daran, daß er es nicht wie einen Schuh wieder ausziehen kann,“ denn „die Weiber sind leicht, aber sie werden immer schwerer.“ — Dagegen: „Ein fromm' Weib gewinnt dem Manne leicht das Herz ab.“ — „Ein fromm' Weib beherrscht den Mann durch Gehoriam!“

Selbst über das Modeleiden der Frauen unserer Tage, die Nervosität, gibt das alte Sprichwort eine

Lehre, wenn es sagt: „Die Birke ist das beste Mittel gegen Krämpfe.“ Aber dazu wird auch der geplagteste Ehemann nicht leicht greifen, denn „wer da schlägt sein Weib, der trifft seinen eigenen Leib!“

Alles, was der Volksmund im Sprichwort der Frau Leides anthat und Böses nachsagt, das wird durch einen Ausspruch wieder gut gemacht: „Einer Mutter ist das kränkste Kind das liebste,“ heißt es. Welcher Inbegriff von Selbstlosigkeit und Aufopferung ist damit ausgedrückt, welche Summe von Thränen und schlaflosen Nächten ist damit genannt!

Sogar die vielgeschmähte und oft verkannte Schwiegermutter findet Anerkennung und Schutz durch das Sprichwort, das behauptet: „Eine alte Mutter im Haus, ist ein guter und fester Zaun d'rum,“ sie wehrt allem Bösen, daß es nicht eindringe.

Lehren und bessern wollen diese Sprichwörter, durch die Frau Haus und Familie so gestalten, wie

### Humoristisches.



Umjchreibung.

Lieutenant: Johann, Du willst doch immer ein guter Pferdekennner sein, diesmal hast Du Dich aber getäuscht. Du sagtest, der neue Nappe, den ich kürzlich gekauft habe, könnte das Schieken nicht hören, und nun sind wir schon zwei Tage im Manöver, und es geht ganz gut.

Johann: Ja, Herr Lieutenant, hören kann er's doch nicht, er ist nämlich taub.



Seeferum auf dem Lande.

Betrunkener Matrose (heilig schwankend): O Ferum, nun fängt auch 's Land an — hoch zu gehen!

z. B. Schiller's „Glocke“ sie uns zeichnet. Die Frau, welche in den Spiegel des Sprichwortes schaut, wird leicht zu einer edlen, von der wir genau erfahren können, was sich schickt. Gewiß gehört sie zu denen, welche wir ehren müssen, weil sie uns „himmlische Rosen in das irdische Leben schleht.“ [F. Henbeck.]

**Verstimmte Kritik.** — Der dramatische Schriftsteller Boule in Paris, der leicht stotterte, kam eines Tages mit einem eben vollendeten Einakter in der Hand zu Herrn Roqueplan, dem Direktor des Théâtre des Variétés, und bat um die Gunst, es vorlesen zu dürfen.

„So lesen Sie, aber schnell! Ich habe nur dreißig Minuten Zeit.“

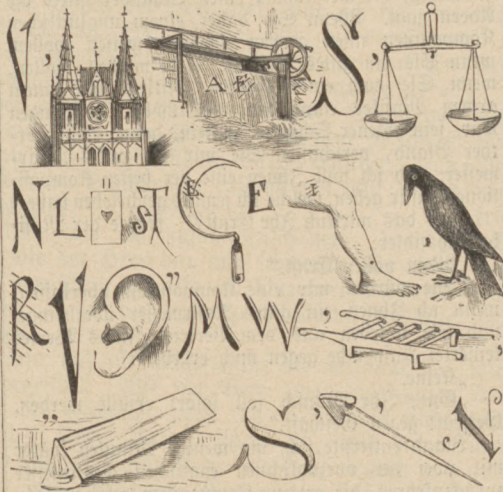
Herr Boule setzt an, stottert, kommt nicht vom Fleck. Die Zeit verrinnt, er fängt an zu haspeln und würgt schließlich die Sätze, daß ihm der Schweiß von der Stirne rinnt. Endlich langt er, in Schweiß gebadet, bei der letzten Entwicklung an.

„Nicht übel,“ sagt Herr Roqueplan mit dem ernstesten Gesicht von der Welt, „ein Stück, in welchem alle Personen stottern, ist etwas Neues, aber die erste Liebhaberinnen wenigstens hätten Sie doch nicht stottern lassen sollen.“

„Bi—bi—bitte um E—E—Entschuldigung,“ erwiedert der bestürzte Autor, „es sto—sto—stottert ja Nie—Nie—Niemand.“

„Was? Es stottert Niemand? Dann hol' der Denter das ganze Stück! Das Stottern ist ja das einzige Interessante darin!“ [—dn—]

### Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 50.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 48:

Der ist nicht werth des Weins, der ihn wie Wasser trinkt.

### Füll-Räthsel.

(Im Wirthshause).

Nüchternen Arbeiter zum angeheiterten Kollegen:

„Willst zum Gespötte — Du  
Denn länger hier noch weilen?  
Ich mach' den —, komm', geh' mit,  
Nach Hause laß uns eilen!  
— denn so — es, aufsteh'n? —  
Nun gut, so werd' allein ich geh'n.“

Die vier zu ergänzenden Wörter bilden ein deutsches Sprichwort.

Auflösung folgt in Nr. 50. [Emil Root]

Auflösungen von Nr. 48:

des Kreuz-Arithmogriphs: Pelikan;

P  
L E A  
L I L I E  
P E L I K A N  
L A K A I  
A A L  
N

des Homonym's: Ausschlag.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,  
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.

Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben  
von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.